Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 4

Artikel: Die abenteuerliche Geschichte der Magdalena Bleuler
Autor: Schlatter, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663987

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aus, während erst 1389 die Urner sich dieses Recht von Kaiser Wenzel bestätigen ließen, wodurch die Ablösung vom Reiche vollendet war, die 1648 auch vom Reiche selbst ausgesprochen wurde.

Es mögen noch die Worte des längst verstorbenen urnerischen Geschichtsschreibers Dr. Karl Franz Lusser angeführt werden, der so schön sagt: „Ehret, Urner! die Ruinen jener Burg, wo die Edlen von Attinghusen gewohnt; wo die Gründer eurer Freiheit, eures Glückes kluge Pläne zu eurer Befreiung ausgesonnen und mit frommem Sinne und hohem, männlichem Mute Beschlüsse faßten; wo eure Väter in Besorgnis und Gefahr immer klugen, weisen Rat sich holten. Ehret sie aber nicht bloß durch dankbares Andenken oder äußerliche Ehrenbezeugungen, sondern durch frommen, echten Freiheitssinn und unveränderliche, warme und treue Vaterlandsliebe."

Die abenteuerliche Geschichte der Magdalena Bleuler.

In einem Handschriftenband der Stadtbibliothek Bern, in dem allerlei merkwürdige Berichte aus dem 17. Jahrhundert gesammelt sind, befindet sich auch die Beschreibung der seltsamen Abenteuer der Magdalena Bleuler, wie sie ihr Taufpate Herr Gerold Escher nach ihrer Erzählung zu Papier gebracht hat. Diese Geschichte soll im folgenden wiedergegeben werden.

Magdalena Bleuler wuchs im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts als die Tochter eines armen Schuhmachers im Dorfe Hirslanden bei Zürich heran. Sie war ein wildes Kind, stößig wie ein junges Geißlein und immer zuvorderst, wenn die Jugend Hirslandens einen Lausbubenstreich vollführte. Kaum hatte sie das heiratsfähige Alter von sechzehn Jahren erreicht, da mochte sie's schon kaum mehr erwarten, daß ein Mann sie als Hausfrau heimführe. Sie hatte ihre Augen auf des Seckelmeister Leemanns Sohn Hans, einen der stattlichsten Burschen des Dorfes, geworfen. Aber sie konnte ihn lange anstrahlen und ihm wie zufällig beim Eindunkeln an einsamen Stellen begegnen, er kümmerte sich nicht um die kleine Wildkatze, die ihm allenthalben nachschlich.

„Ja", sagte er ihr schließlich einmal frei ins Gesicht, „wenn dein Vater seine tausend Gulden parat hätte, um sie seinem Schwiegersohn am Hochzeitsmorgen in die Hand zu drücken, könnte man sich's noch überlegen. Aber so! Mit deinen roten Backen und glitzernden Auglein kauf' ich mir keinen Fußbreit Boden, so anmächelig sie auch sind. Einem Seckelmeisterssohn kommen schon noch feistere Rindlein nachgelaufen!"

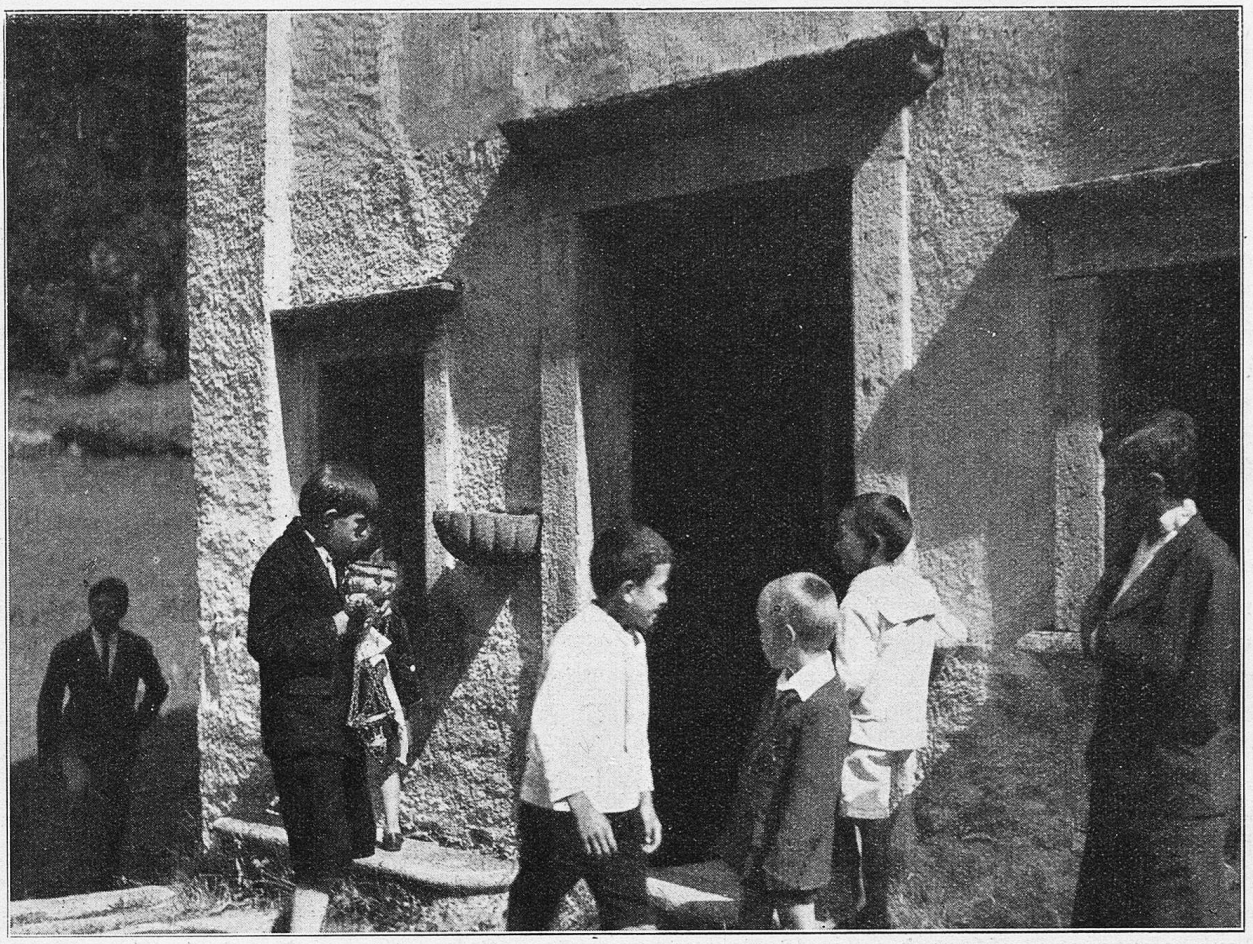
Das trieb ihr den Stachel erst recht ins Herz. Fast hätte sie sich hintersonnen ob der verschmähten Liebe. Da gab ihr eine mit allen Wassern gewaschene Nachbarin den verhängnisvollen Rat: „Da gibt es ein ganz einfaches Mittel! Schon manche hat auf dem Weg so einen Widerborst doch noch ins Ehebett gezwungen," lachte die und flüsterte ihr eifrig etwas ins Ohr.

Also ging die Magdalena Bleuler am 9. Mai 1691 vor das Ehgericht und erklärte ihren Eheanspruch auf den Hans Leemann. Er müsse sie heiraten, sie komme sonst in die Schande. Der völlig überraschte Jüngling schwor hoch und heilig, daß er sich nichts habe zuschulden kommen lassen, daß die Jungfer es aber schon lange auf ihn abgesehen habe. Auf seine Beteuerungen hin, vielleicht auch ein wenig, weil er zum angesehensten Geschlecht des Dorfes gehörte, wies das Gericht die Magdalena Bleuler ab, brummte aber beiden Teilen eine gesalzene Buße wegen vertraulichen Umgangs auf.

Das Mädchen war wie vor den Kopf geschlagen. Alles hatte sie auf diese Karte gesetzt, nun war das Spiel fehlgeschlagen. Jedermann mußte sie von jetzt an als eine Dirne oder eine Lügnerin ansehen. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen, wenn sie irgendwo erschien. Die Leemannsche Sippe war von Stund an ihre erklärte Feindin. Ihre Mutter war gestorben, und im Haushalt fehlte es am Notwendigsten.

Da litt es sie nicht länger in Hirslanden. Sie nahm Abschied vom Vater und zog mit geschnürtem Bündel gen Baden und von da nach dem stolzen Bern. Sie kam indes nicht bis in die Stadt selbst. Schon unterwegs gab ein reicher Bauer dem arbeitsuchenden Mädchen einen Platz in seiner Sennerei. Bei dem diente sie an die zwei Jahre, molk die Kühe, drehte das Butterfaß und war überall zur Hand, wo man sie brauchte. Dann wurde ihr auf einmal gekündet. Man könne keine zwei Mägde mehr brauchen, und sie sei auch noch gar jung und schwach, hieß es.

Wieder stand Magdalena Bleuler auf der Landstraße. Wie sie so fürbaß zog, dem Solothurnischen zu, da regte sich plötzlich wieder ihr



Fest bei der Kapelle „Unserer lieben Frau zum Schnee", am 5. August.
Der Knabe bringt das Rauchfaß, während in der halbdüstern Kapelle die Vorbereitungen zur Messe getroffen werden.

abenteuerlustiges Blut. Was sollte sie sich abschinden für fremde Leute, ohne Abwechslung und Vergnügen in einer Bauernküche sitzen? Ach, wäre sie doch ein Mann, dann würde sie dem Kalbsfell folgen und ein lustiges Soldatenleben führen. Der Gedanke setzte sich in ihrem Kopf fest. Hatte sie nicht schon einmal ihr Schicksal in die Hand genommen und eine Tat gewagt, zu der all den braven Töchtern der Mut gefehlt hätte? Und hatte sie sich damit die Aussicht auf ein ruhiges Bäuerinnendasein in Hirslanden verdorben, was hielt sie jetzt vor einem weitern Schritt zurück?

In Bätterkinden, zwischen Bern und Solothurn, wohnte ihr Vetter Jakob Dürst, seines Handwerks ein Hosenlißmer, der auch allerhand Kleider feilhielt. Bei dem klopfte sie an und kaufte sich aus dem verdienten Lohngeld einen währschaften Mantel, einen Hut, Strümpf und Schuh, alles Stücke, die ein Frauenzimmer so gut tragen konnte wie ein Mann. Damit war ihr Geldlein aufgebraucht. Da sagte sie denn zum Vetter halb im Spaß: „Wenn ich nur Hosen hätte, dann wollt' ich mich zum Kriegen verdingen."

„Dem kann abgeholfen werden," erwiderte der Jakob Dürst, der gern bei einem Schabernack dabei war und holte aus der Kammer ein prächtiges Paar von seinen eignen Beinkleidern. Einen Augenblick zögerte Magdalena, das Geschenk anzunehmen. Dann griff sie kurz entschlossen zu, pfefferte ihr altes abgetragenes Röcklein in eine Ecke und ward handum in ein kerniges Bürschlein verwandelt. Ihr haselnußbrauner Haarschopf war schnell ein wenig gestutzt. Kein Mensch hätte in dem kecken Milchbart, der gleich darauf des Hosenlißmer Dürsts Haus verließ und übermütig jauchzend nach Solothurn zu schritt, eine Jungfrau aus Hirslanden vermutet.

In Solothurn, dem Sitz des französischen Gesandten, hatten die Werber in allen Wirtschaften ihre Fahnen ausgesteckt und hielten die kriegslustige Jungmannschaft frei. Jakob Bleuler, wie sich das verkleidete Mädchen von jetzt an nannte,

festete kräftig mit und ließ sich schließlich für den König von Frankreich anwerben. Zwei funkelnde Reichstaler zahlte ihr der Kapitänleutnant Dägerst aus dem Luzernbiet als Handgeld aus.

Mit seiner angeworbenen Schar marschierte der Offizier dem Jura entlang hinab, um durch die Klus nach Frankreich hinein zu gelangen. In Niederbipp kehrte er mit seinen Leuten in der „Krone" ein. Wie nun da die zukünftigen Kriegsmänner sich im angenehmeren Teil ihres Berufs übten, das heißt so recht nach Herzenslust tranken, fluchten und blagierten, da fiel der Magdalena Bleuler auf eins ihr Jungfernherz in die Männerhosen. Von Reue erfaßt, gedachte sie ihres jungen Lebens, wie sie es nun unter so rohen Gesellen führen sollte und es wohl auf fremdem Boden verlieren könnte. Als daher der Befehl zum Aufbruch kam, blieb der Rekrut Bleuler sitzen und erklärte, er gehe nicht mehr mit. Weil das Dorf aber zum bernischen Territorium gehörte, durfte der Offizier ihn nicht mit Gewalt wegführen lassen.

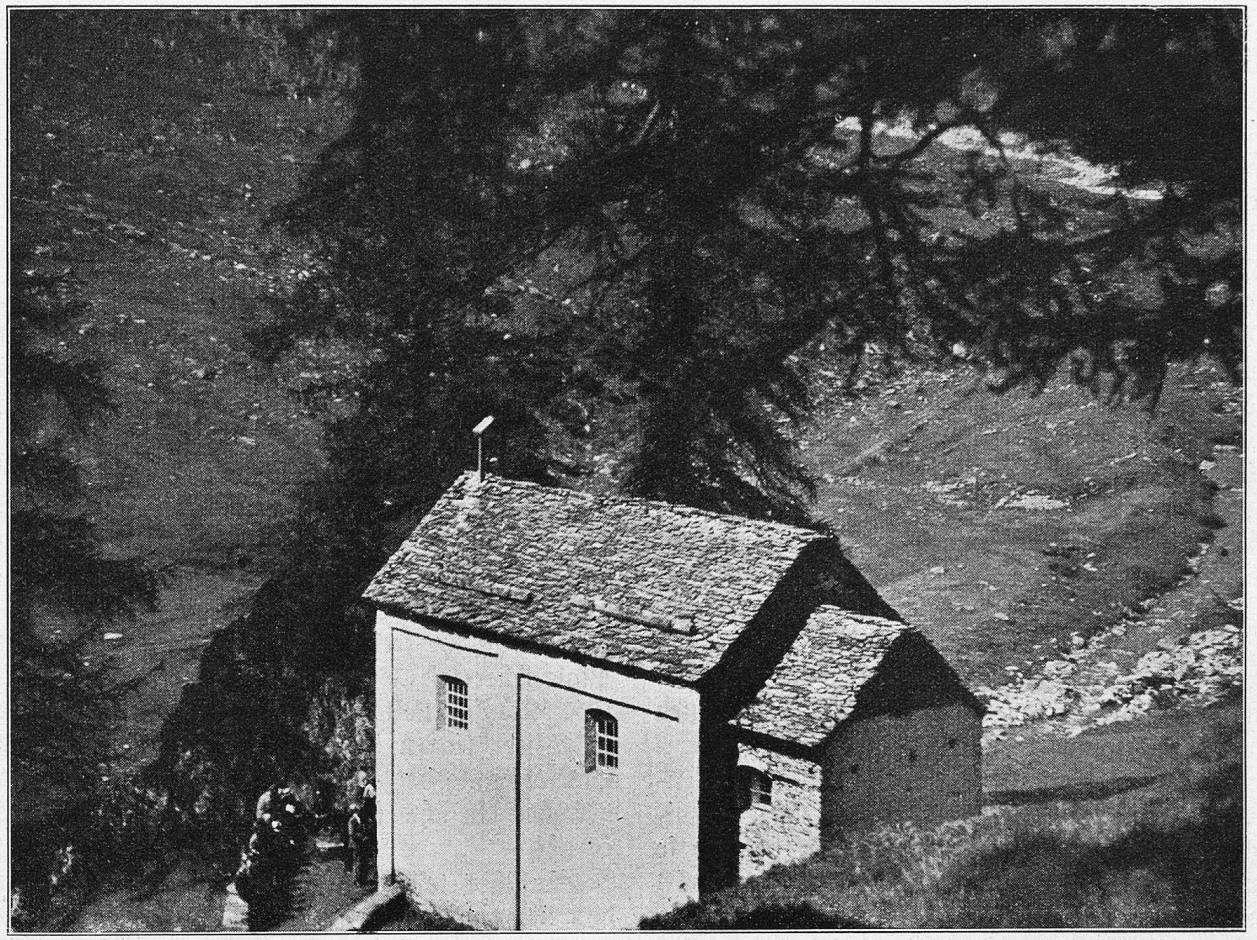
Also wartete Magdalena Bleuler, bis der Harst abgezogen war; dann machte sie sich, froh, so billig davongekommen zu sein, auf den Weg nach Basel. Dort suchte sie sich, natürlich als Bursche, einen Dienst. Sie fand ein Unterkommen bei dem Kapitänleutnant Troschert, der sie als Kammerdiener für seine Frau anstellte. Bald merkte sie aber, worauf es abgesehen war. Auch dieser Offizier befaßte sich mit dem Menschenhandel für den französischen König; denn der pfälzische Erbfolgekrieg verbrauchte damals gar viele Soldaten, und zudem waren zu den früheren Schweizerregimentern in Frankreich noch neue aufgestellt worden. Täglich lag ihr der Dienstherr damit in den Ohren, wie lustig und ungebunden das Leben unter der Fahne sei.

So kam es, daß Magdalena Bleuler, die gerade das neunzehnte Altersjahr erreicht hatte, ein halbes Jahr später doch noch mit einem Rekrutentransport durch die Freigrafschaft und weiter bis nach Valenciennes an der flandrischen Grenze zog. Hier wurde sie am 14. März des Jahres 1694 in die Kompagnie des Hauptmanns Andreas von Salis-Seewis eingereiht, die nach der kleinen Stadt Dixmuyden in Garnison ging.

So lustig wie der Werber ihr's dargestellt hatte, war der Solddienst freilich nicht. Nun hieß es, tagelang in Reih und Glied marschieren, mit der schweren Feuersteinflinte exerzieren, die Kriegsartikel lernen und sich im Schildwachtstehen üben. Manchmal kam sie's hart an, ihrem stolzen Leutnant so auf jeden Wink zu Gehorsam zu sein. Immerhin, sie war's zufrieden. Denn man hatte daneben doch viel freie Zeit, in der man sich verschnaufen konnte. Mit denen von der Kompagnie hielt sie gute Kameradschaft. Anfangs war es ihr freilich manchmal seltsam zumut, wenn sie so unerkannt mitten in einer Schar rauher Männer saß, die sich mit derben Witzen unterhielt. Im übrigen war das just ihr Geschmack, des Abends mit einem Grüpplein solcher Kriegsgurgeln durch die winkligen Gassen der kleinen Stadt zu streifen und den Frauen und Töchtern der ehrsamen Bürger herausfordernde Blicke zuzuwerfen. Oft saßen sie auch vor den Stadtmauern draußen an dem Ufer des gemächlich dahinziehenden Yserflusses; denn zu einem täglichen Schoppen langte der Sold bei weitem nicht. Da jodelten sie und sangen ihre Schweizerlieder. Oder sie erzählten sich vom Leben in ihren Dörfern unter den Bergen oder im fruchtbaren Unterland, wie sie jetzt wohl daheim die Kühe zur Tränke trieben und den letzten Schochen Wildheu in den Gaden trugen. Wenn dann einen das Heimweh übermächtig ergriff, daß er sich ins Gras warf und bitterlich schluchzte, da tröstete sie einen solchen Unglücklichen mit liebreichen Worten. Zuweilen lachte sie aber auch und sagte wohl: „Kamerad, was flennst du dem harten Leben auf den Bergen nach? Haben wir's nicht lustig in diesem schönen Land? Sind die flandrischen Mädchen nicht grad so wohl gewachsen wie die unsrigen zu Hause, vom feurigen Burgunder gar nicht zu reden?"

Der wenig anstrengende Garnisonsdienst konnte nicht ewig dauern; denn noch immer währte der Krieg, obgleich es sich zu dieser Zeit immer deutlicher zeigte, daß Frankreich allmählich zu ermatten beginne gegenüber der übermächtigen Allianz Englands, Hollands und des deutschen Kaisers. Nach kaum anderthalb Monaten wurde das Regiment des Obersten Johann Baptist von Salis, zu dem die Kompagnie gehörte, zur Bewachung der Meeresküste nach der Normandie verschoben. Zunächst ging der Marsch durch das topfebene, sonnendurchglutete Land nach der Hafenstadt Dünkirchen. Das endlose Marschieren auf den heißen staubigen Straßen mit der unförmigen Muskete und dem Habersack auf dem Rücken nahm Magdalena tüchtig her. Am Ende der Etappe vermochte sie sich kaum mehr mitzuschleppen.

Nach der Ankunft in Dünkirchen meldete sie sich bei ihrem Hauptmann krank. „Kopfweh und



Fest bei der Kapelle „Unserer lieben Frau zum Schnee", Bosco (Gurin), 5. August.
Während die Frauen in der Kapelle die Messe anhören, sitzen die Männer und jungen Burschen auf dem Mäuerchen und am Felsen vor der Kapelle.

wunde Füße," das konnte jeder angeben. Aber von Salis fühlte Mitleid mit dem zarten Bürschlein, das so flügellahm vor ihm stand und teilte sie wirklich den Kranken zu. Diese nahm ein altes, schwarzbraunes Lastschiff auf, das mit ihnen nach Calais segelte. Ein sanfter Wind strich über das graugrüne Meer, während in der Ferne das Land langsam vorüberglitt. Da dünkte Magdalena das Seefahren, das sie bis anhin noch nie gekostet hatte, ein gar liebliches Vergnügen, und sie jodelte mit ihren Kameraden eins ums andere, daß der Kapitän sich baß verwunderte ob so lustigen Kranken. In Calais durften sie in Bagagewagen Platz nehmen. Diese Lotterwagen schüttelten ihre Insassen auf den holprigen Wegen freilich bös durcheinander. Magdalena war aber doch heilig froh, daß sie nicht mehr zu marschieren brauchte; denn das Regiment brauchte zu der Reise sechsunddreißig Tage, fünf Ruhetage inbegriffen.

Zu La Hogue, wo zwei Jahre vorher die französische Flotte von den englischen und holländischen Fregatten fast völlig vernichtet worden war, lag das Regiment ein ganzes Jahr. Weit vom eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt, war es ein geruhsamer Wachtdienst, den es daselbst zu leisten hatte. So stand denn die Jungfer Bleuler bald auf einer Schanze der Festung, bald auf einer der vorgelagerten Inseln Schildwache und ließ sich die herbe Seeluft um die Ohren blasen.

Dann wurde das Regiment nach der Bretagne beordert. In dem Städtlein Fougères, das bisher von Einquartierung verschont geblieben war, standen die Soldaten bald auf vertrautem Fuß mit der Bevölkerung. In den Weinstuben übernahm etwa ein wohlwollender Bürger die Zeche für die Männer, die, wenn es ernst werden sollte, die Stadt verteidigen würden, und des Abends konnte man straßauf, straßab die Schönen von Fougères mit den stämmigen Schweizern schäkkern sehen.

Eines Tages, als Magdalena Bleuler gerade

über das holprige Pflaster auf ihr Quartier zuschritt, um sich zur Ruhe zu legen, klopfte ihr ein Küfermeister, der in der gleichen Straße wohnte, auf die Schulter: „Herr Musketier! Könntet Ihr mir nicht einen Gefallen erweisen? Meine Tochter ist zu einer Hochzeit geladen, zwei Stunden Wegs von hier. Da würde es mich freuen, wenn Ihr sie begleiten wolltet." — Gern schlug sie in die dargebotene Rechte. Bei solch einer Bauernhochzeit wurde an Essen und Trinken nicht gespart, und überhaupt ging es dabei gewöhnlich höchst lustig zu. Urlaub war leicht zu bekommen, da nicht viele Wachtposten zu besetzen waren. Also holte sie die Jeanne, ein blutjunges, herziges Ding mit Augen wie schwarze Kirschen und einem schmalen, lachenden Mund, zur abgemachten Zeit ab und wanderte mit ihr auf das Dorf hinaus.

Magdalena war ein schmucker Soldat geworden. Der weite, rote Rock mit den grauen Aufschlägen und goldenen Knöpfen, die grauen Hosen und roten Strümpfe standen ihr ausgezeichnet. Stolz trug sie das blitzende Seitengewehr am weißen Bandelier. Sie hatte inzwischen ein wenig Welsch parlieren gelernt, und so entspann sich eine lustige Unterhaltung mit viel in die Lücke springenden Gesten zwischen den beiden Hochzeitsgästen, wobei das Franzosenfräulein ein übers andere Mal laut auflachte, wenn der Schweizer die Wörter so drollig untereinander würfelte. Die Hochzeit war wirklich ein üppiges Volksfest. Als dann zum Tanz aufgespielt wurde, da schwang Magdalena ihr Mägdlein voll schäumenden Übermuts im Kreise herum. Da kam das Verhängnis. Jeannes Augen blieben immer heißer an ihrem Tänzer hangen, immer toller wirbelte sie mit ihm herum. Magdalena merkte wohl, daß das junge Herz Feuer zu fangen begann und versuchte den Brand zu löschen, bevor er zur vollen Flamme entfacht sein würde. Allein ihre Zurückhaltung reizte das Mädchen nur noch mehr; es hielt sie für eine bei Soldaten selten zu findende Scheu, mit der Liebe zu spielen.

Auf dem Heimweg durch die sternenklare Sommernacht konnte sich Jeanne nicht mehr länger zurückhalten; mit einem Schluchzen warf sie sich dem ruhig neben ihr schreitenden Schweizer an den Hals, küßte ihn und bettelte um seine Liebe. Beruhigend streichelte Magdalena ihr Haar, hatte sie doch einst am eigenen Leibe erfahren, wie verschmähte Liebe schmerzen konnte. Sie hielt dem Mädchen vor, daß sie sie ja doch nicht heiraten könne, da ihre Dienstzeit noch lange dauere, daß das Regiment bald die Stadt verlassen und sie ihn dann wohl rasch vergessen haben werde. „Nie, nie!" schrie die kleine Jeanne mit tränenerstickter Stimme. „Ich werde sterben, wenn du mich nicht liebst." Mit viel guten Worten brachte sie Magdalena endlich dazu, daß sie ihr versprach, jetzt ruhig nach Hause zu gehen und die Sache einige Zeit zu überdenken.

Eine Woche später kam der Küfermeister feierlich zu dem Musketier Bleuler ins Quartier. Er erzählte, daß seine Tochter sich's nicht ausreden lasse, daß nur er sie glücklich machen könne. Er, der Vater, habe sich deshalb entschlossen, ihm den Abschied zu erkaufen und ihm auch ein Gewerbe zu verschaffen, damit er Jeanne heiraten könne. Magdalena Bleuler kam sich höchst eigenartig vor, wie sie da den barschen Junggesellen spielen mußte. Sie dankte kurz für die Ehre und erklärte, daß ihr freies Soldatenleben ihr hundert Mal lieber sei als ein noch so vergoldetes Ehejoch. Kopfschüttelnd zog der Alte ab. Diese Schweizer waren doch ein unbelehrbar dummes Volk. Konnte der Kerl, der nichts hatte als sein hübsches Gesicht, sein Glück machen und lehnte es ab!

Ähnliches widerfuhr ihr in St. Malo, wohin das Regiment nach einigen weiteren Quartierwechseln kam. Da wurde ihr bei einem wohlhabenden Reformierten Wohnung angewiesen. Die Reformierten wurden damals von der französischen Regierung grausam verfolgt. Der Sonnenkönig, Ludwig XIV., hatte schon vor zehn Jahren das Toleranzedikt, das einst sein Ahn Heinrich IV. zum Schutze seiner Glaubensgenossen erlassen hatte, aufgehoben. Noch hielten aber Tausende rings im Lande im Geheimen zu ihrem Glauben. Als die einzige Tochter ihres Gastgebers erfuhr, daß es ein reformierter Schweizer sei, der bei ihnen wohne, da wollte auch sie ihn unbedingt heiraten. Für sie war die Reise in die Schweiz an der Seite eines schweizerischen Gemahls die einzige Möglichkeit zur Flucht vor einem dunkeln Schicksal. Auch diese Unglückliche mußte Magdalena Bleuler natürlich abweisen.

Bald rief sie das unstete Soldatenleben hier wieder fort. Zunächst marschierte sie mit dem Regiment nach Charleroi. Dort wurde dem Pikett, der kampftüchtigsten Mannschaft, die zu sofortigem Eingreifen ausgewählt war und zu dem auch Magdalena gehörte, befohlen, in kürzester Frist nach dem vom Feinde bedrohten Namur zu eilen, um die dortige Besatzung zu verstärken. In einem gewaltigen Nachtmarsch warfen sich die

Leute, raufluſtig, wie ſie waren, da es endlich zum Zuſammenſtoß mit den Alliierten kommen ſollte, nach der Stadt. Als ſie aber beim Morgengrauen die Mauern der Stadt erblickten, da ſtanden nicht nur ſie vor ihr, ſondern auch eine wohlausgerüſtete feindliche Belagerungsarmee. — Zu ſpät gekommen! — Ihr ehrgeiziger Führer, der Oberſtlieutnant Adrian von Diesbach, biß ſich auf die Lippen. Dann ſammelte er ſeine Schar um ſich und fragte: „Wollen wir ohne einen Schuß umkehren, oder wollen wir nicht doch einen Verſuch machen, die Stadt zu entſetzen?" „Angreifen! Angreifen!" ſcholl es ihm hundertſtimmig entgegen. Da hieß er ſie warten und kundſchaftete eine Stelle aus, wo er glaubte, daß ſie wohl in die Stadt durchkommen könnten.

Der Magdalena Bleuler klopfte das Herz bis zum Halſe hinauf, wie nun der Tambour zum Sturmangriff ſchlug. Doch zu Bedenklichkeiten war keine Zeit. Schulter an Schulter ſtürmte der Haufe vorwärts. Die vorderſten Schildwachen wurden überrannt. Dann aber begann es plötzlich zu blitzen und zu krachen. Wie aus dem Boden geſtampft ſtand eine Kompagnie Musketiere da und feuerte. Unverzagt ſtürmten die Schweizer weiter über das leicht anſteigende Feld. Einige fielen. Auch Magdalena ſtürzte für einen Augenblick zu Boden, raffte ſich aber gleich wieder auf und rannte weiter mit. Auf der Gegenſeite kamen von allen Seiten Mannſchaften gelaufen, um die bedrohte Stelle zu ſchützen. Da erkannte Diesbach, daß weiteres Vorgehen ſinnlos wäre und gab den Befehl zum Rückzug.

In einem Wäldchen muſterte er ſeine atemlos abgehetzten Leute. Manche bluteten. Plötzlich ſpürte Magdalena einen ſtechenden Schmerz auf ihrer linken Seite. Sie griff hin, da war der Rock dort ganz zerfetzt, und Blut klebte an ihren Fingern. Eine Musketenkugel mußte ſie geſtreift und zu Boden geworfen haben. Sie riß ein Stück Stoff von ihrem Hemd ab und verband die Wunde notdürftig.

Zum Regiment zurückgekehrt, wollte der Feldſcheer auch ihre Wunde beſehen. Sie lachte aber nur und ſagte, ſie ſei ganz unbedeutend. Unbedeutend konnte man ſie allerdings mit Fug kaum nennen; denn die Kugel hatte immerhin ein ſchönes Stücklein Haut und Fleiſch herausgeriſſen. Aber Magdalena fürchtete, der Feldſcheer könnte bei näherer Beſchäftigung mit ihrem Körper leicht ihr wahres Geſchlecht entdecken. Alſo bat ſie nur um ein heilkräftiges Pflaſter, um es aufzulegen.

Das Regiment wechſelte immer wieder ſeinen Standort. Charleroi, Charlemont, Rosfoix, Givai, Ypern waren die nächſten Stationen. In Ypern blieb es den ganzen Winter über und arbeitete an den Fortifikationen. Das Schubkarrenführen und das Erdſchaufeln konnte es der Magdalena Bleuler ſchon gar nicht, und ſie drückte ſich, wo ſie konnte. Daſelbſt verliebte ſich zum dritten Mal ein Mädchen in ihre hübſche Geſtalt und ihr keckes und doch liebreizendes Weſen. Das wollte gerne mit ihm zu Felde ziehen, wenn ſie es nur heiraten und mit ſich nehmen wollte.

Faſt hätte ſie ſich da eines Spaßes halber verraten. Wie ſie nämlich eines Abends ſich gerade mit ihrem Kameraden in einem der breiten franzöſiſchen Betten, in denen man immer zu zweit ſchlief, zur Ruhe gelegt hatte, trat ein lockerer Vogel von der Kompagnie in die Kammer. Anſcheinend kam er gerade von einem Schäferſtündchen mit einer flandriſchen Schönen; denn er warf einen Louisdor auf den Tiſch und bot eine Wette an. Wer von ihnen zuletzt bei einer Frau gelegen, der ſolle des andern Einſatz erhalten. Da ſagte Magdalena ſchnell zu ihrem Bettgenoſſen: „Wett nur friſch, du gewinnſt es ſicher!" Der Prahlhans ſtutzte einen Augenblick unſicher, dann nahm er raſch ſein Goldſtück wieder an ſich und verzog ſich geräuſchlos. Zum Glück ſtudierte niemand weiter über dieſes Vorkommnis nach.

Am 16. Juli 1696 mußte ſich das Regiment plötzlich in einem Gewaltsmarſch zur Grenze begeben. Bei einem Dorf Mackelen wurde Lager geſchlagen, und Magdalena Bleuler wurde, kaum angekommen, in die kalte Regennacht hinausgeſchickt zum Schildwachtſtehen. Die Regenſchauer ſchlugen ihr ins Geſicht. Das Waſſer ſickerte durch den Halsausſchnitt und drang mählich durch die Kleider, ſo daß ſie vor Kälte zitterte. Endlos ſchienen ihr die Stunden bis zur Ablöſung. Da überkam ſie, wie ſie ſo in die ſchwarze Nacht ſtarrte, eine tiefe Niedergeſchlagenheit. Achtundzwanzig Monate hatte ſie die mannigfachen Strapazen des Dienſtes ertragen, war im Feuer geſtanden und hatte Sommersglut und Winterskälte auf ſich genommen, ohne daß es ihr das Militärleben verleidet hätte. Dieſe Nacht aber, wo ſie einſam und frierend draußen ſtand wie ein Hund, tötete urplötzlich ihre ganze Abenteuerluſt. Als endlich die Ablöſung kam, war ihr Entſchluß gefaßt.

Am andern Morgen meldete ſie ſich gleich beim Oberkommandierenden des Lagers, dem

Herzog von Chartres; denn ein wenig Aufsehen wollte sie doch gar zu gern noch erregen. Der Herzog saß in seinem Zelt hinter einem mit Karten und Papieren überhäuften Feldtisch.

„Was willst du, mein Sohn?" brummte er unwirsch.

„Meinen Abschied, Euer Gnaden!"

Ein prüfender Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor, dann schüttelte er das Haupt. „Du bist noch zu jung, daß man dir den Abschied gäbe. Mußt noch eine Weile dienen!"

„Ja, wenn ich ein Mann wäre, wollte ich gern noch mehr dienen. Ich bin aber ein Mädchen und habe meine Zeit ehrlich ausgehalten."

Jetzt sprang der Herzog, der sich schon wieder seinen Papieren zuwenden wollte, auf und starrte sie wie ein Meerwunder an. „Ein Mädchen!" wiederholte er, wie aus den Wolken gefallen. In dem Augenblick trat der Oberst von Salis ein. Natürlich wollte er wissen, was der Soldat aus seinem Regiment da suche. Wie er nun den ganzen Handel erfuhr, daß der Mann behaupte, eine Weibsperson zu sein, verwunderte auch er sich heftig. Dann sagte er: „Es könnte leicht eine Finte sein, um sich vom Dienst zu drücken. Ihr müßt es deshalb wohl oder übel beweisen. Öffnet also Euer Hemd!" Magdalena schoß jäh das Blut ins Gesicht. Weil es aber sein mußte, machte sie schnell, gesenkten Auges, den Hemdenlatz ein Spältlein weit auf. Da sahen die beiden Herren schier andächtig zwei alabasterweiße Brüstlein hervorschimmern.

Auf solches hin nahm sie der Oberst von Salis mit sich und stellte ihr die Wahl frei, entweder sich mit einem Soldaten aus dem Regiment zu verheiraten oder Dienst bei seiner Frau zu nehmen, oder schließlich heimzureisen. Magdalena Bleuler begehrte das letztere. Also stellte ihr der Oberst einen Abschiedsbrief und Paß aus des Inhalts, daß sie in Ehren vom Regiment entlassen worden sei und daß man sie deshalb überall frei passieren lassen solle. Als Wegzehrung verehrte er ihr sechsunddreißig Franken und gab ihr auch noch nachfolgendes Schreiben mit, um sie vor übler Nachrede und möglichen Schwierigkeiten zu schützen:

„Ich Unterschriebner Brigadier in Königlicher Armee und Obrister über ein Regiment Eidt- und Bundsgenossen bezeüge hiemit in best und Krefftigster forma, daß fürweiserin dieses, nammens Magdalena Pläuwlerin von Hirßlanden by Zürich gebürtig, Sich in die Acht und Zwantzig Monat lang under meinem Regiment in des Herrn Haubtman Andreas von Salissen Compagnie auffgehalten, und in wehrender Zeit sich in Manskleidern für ein Soldat gantz unerkannt sich Erlich fromm und Züchtig gehalten dergestalten, daß Sie nach jetziger stundt von keinem Menschen under dem Regiment für ein Wybsperson erkant, Sondern allbereit hat Sie sich by mir zu erkennen geben und mich betten und ersucht, ihro ihres verhaltens halben ein glaubwürdigen Schein und Zeugnis samt ihrem abscheid mitzuteilen, welches Ich hiemit der wahrheit zur Steür in diser form ihro mitteilen wollen und zu bessrer krafft mich eigenhändig underschriben und mit meinem anerbornen pitschaft verwahrt. Geben im Camp Makelen den 6. Juli 1696. Battista von Saliss."

Gleichen Tages noch sagte sie ihren Kameraden, mit denen sie während zwei Jahren und vier Monaten Freude und Leid geteilt hatte, Ade. Da glotzte mancher Soldat verdutzt den also Scheidenden an, von dem plötzlich das Gerücht ging, er sei eigentlich ein Mädchen. Auf der Heimreise behielt sie ihre Uniform an; denn es war nicht rätlich, als Frau allein durch Frankreich zu reisen. Da sie während ihrer Dienstzeit wohl marschieren gelernt hatte, brachte sie die gewaltige Wegstrecke von Flandern bis nach Zürich in neun Tagen hinter sich.

Am 16. Heumonat 1696 langte sie in Zürich an und hielt allda Einkehr im „Raaben" an der Schifflände. Andern Tags gab's nochmals einen spaßhaften Auftritt. Da ging sie nämlich zu ihrem Taufpaten Herrn Gerold Escher. Hei, was machte der für Augen, als der fremde Soldat, der ihn unbedingt hatte sprechen wollen, ihn plötzlich umarmte und rief: „Ja, kennst du mich denn nicht? Ich bin doch dein Göttikind, die Magdalena Bleuler aus Hirslanden!" Fast konnte er's nicht glauben, daß die einst nach jener dummen Geschichte Verschwundene in solcher Verkleidung zurückgekehrt sei. Als sie aber auf alle seine Fragen hatte Red und Antwort stehen können, da hatte seine Freude ob so einem tüchtigen und unerschrockenen Weibsbild keine Grenzen. Gleich ging er mit ihr in die Schneiderstube der Witwe Oswald und ließ sie in Rock und Mieder umkleiden.

Mit Windeseile verbreitete sich das Gerücht von der seltsamen Amazone, die von Frankreich hergeschneit kam, und für ein paar Tage bildete sie das Stadtgespräch von Zürich. Da sie jung und hübsch und durch das Militärleben nicht ver-

dorben war, fand sich jetzt auch bald ein Ehemann für sie. Allein schon im Mai 1700 starb Magdalena Bleuler als „geliebte Hausfrau" des Sattlermeisters Hans Rudolf Hottinger. Sie hat das Glück und den Frieden der Heimat nicht mehr lange genießen dürfen; im Alter von erst fünfundzwanzig Jahren ist sie abgegangen zur großen Armee.

Dr. A. Schlatter.

Heimkehr.

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldrand sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen, fremd Gebahren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
„Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr!"

H. Lingg.

Wir leben immer länger!

Der moderne Mensch sehnt sich im Grunde seines Herzens stets ein wenig nach der „guten, alten Zeit" zurück, in der es noch keine Autos und kein Telephon gab und das ganze Leben so viel „gemütlicher" verlief, als das vom Tempo unserer Zeit gehetzte Dasein. Nun sieht es ja im ersten Augenblick wirklich so aus, als ob unser heutiges Leben wesentlich „ungesünder" als etwa das unserer Großeltern verliefe. Aber in Wirklichkeit lebt der „gehetzte" Gegenwartsmensch ganz erheblich länger, als es seinen Vorfahren je vergönnt war, und diese Entwicklung scheint noch keineswegs abgeschlossen zu sein. Der nachstehende Artikel berichtet über den neuesten Stand der Dinge auf diesem Gebiet.

Man spricht in der Wissenschaft bei Behandlung dieser Frage von der „durchschnittlichen Lebenserwartung" und hat festgestellt, daß sie seit dem Jahre 1870 bis zum Jahre 1936 um rund 25 Jahre gestiegen ist — von 35 auf über 60 Jahre. Was heißt das? Nun, es bedeutet nichts weniger, als daß ein im Jahre 1936 geborener Säugling auf Grund der statistischen Feststellungen bei Einrechnung aller in Betracht kommenden Faktoren (früher Tod durch Unfall, Krankheit usw.) die Aussicht hat, ein Alter von 60 Jahren zu erreichen, wenn es sich um einen Jungen handelt, während ein Mädchen sogar rund 63 Jahre zu erwarten hat. Sie werden vielleicht meinen, das sei nicht besonders viel, verehrter Leser, aber es handelt sich ja nicht um die Frage, wieviel Jahre gerade dieser oder jener Mensch erreichen wird, sondern um einen aus der Gesamtheit aller Fälle ausgerechneten Durchschnittssatz. Und im Jahre 1870 betrug eben die Lebenshoffnung unseres Säuglings nur 35 Jahre..., das war verhältnismäßig schon sehr viel, denn in früheren Zeiten war die durchschnittliche Lebensdauer noch ganz erheblich niedriger.

Früher starben die Menschen mit 30 Jahren.

In der letzten Zeit ist die Wissenschaft der Frage nach der Lebensdauer der Menschen früherer Zeiten in ausführlichen, weit zurückgreifenden Untersuchungen nachgegangen. So untersuchte man die Grabsteine aus einer römischen Kolonie der ersten vorchristlichen Jahrhunderte, die teilweise in noch heute lesbarer Schrift das Geburts- und Todesdatum des Verstorbenen tragen. Diese und andere Funde ähnlicher Art aus den verschiedensten Gegenden der Erde haben klar bewiesen, daß die Mehrzahl aller Todesfälle der damaligen Zeit zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr erfolgte! Dann untersuchte man Skelette aus der Zeit vom 8. bis 18. Jahrhundert vor Christi Geburt. Auch hier konnte man wieder feststellen, daß damals die Menschen weit früher starben als heute — der Tod im höheren Alter war eine Seltenheit. Man setzte die Untersuchungen an primitiven Rassen fort, an Negern, wilden Völkerstämmen der verschiedensten Erdteile usw. — immer wieder mit dem gleichen Ergebnis: niemals bisher war das durchschnittliche Lebensalter so lang wie gerade heute, in unserer angeblich so unnatürlichen Epoche! Es zeigt sich also, daß die heute weit verbreitete Auffassung, der moderne „abgehetzte" Mensch sterbe relativ früh, völlig falsch ist. Heute erfolgen weitaus die meisten Todesfälle erst zwischen der Mitte der sechziger und siebziger Jahre — abgesehen allerdings von der sehr hohen Sterblichkeit der beiden ersten Lebensjahre. Hauptsäch-